# Vom alten und neuen Weimar.

## Erinnerungen von Ernst von Wolzogen.

Das kleine Weimar mit seinen 32,000 Einwohnern verfügt über eines der schönsten und überdies praktisch vollkommensten Theater Deutschlands.

Seltsam feierlich und zugleich doch tief wehmütig wurde mir ums Herz, als zum ersten Male in diesem schönen Haus wie von unsichtbaren Ufern her die gewaltigen Tonfluten der Orgel, mit strahlenden Hörner- und Posaunenchören vermischt, daherbrausten. Es waren die Tonfluten einer neuen lärmenden Zeit, die das gute alte Weimar mit seinen hochherrlichen und süß-traulichen Erinnerungen unter sich begrub. Schlummert es nun da im Märchentraum, ein anderes Vineta? Oder wird es auch für die Zukunft eine glückselige Insel bedeuten, an deren festen Ufern die gierigen Wellen mit viel Spektakel sich die Köpfe einrennen und zu eitel Schaum zerschellen?

Als ich vor nunmehr dreißig Jahren nach Beendigung meiner Studien in Ilm-Athen mich niederließ, erschien mir das als etwas ganz Selbstverständliches für einen jungen Menschen, der sich zum Poeten berufen glaubt. Freilich durfte ich mich mehr als andere junge Musensöhne in Weimar heimatberechtigt fühlen, da die teuersten Erinnerungen meiner Familie mit der klassischen Glanzzeit aufs innigste verwoben sind. Waren doch mein Großvater und mein Großoheim Mitschüler Schillers auf der Karlsschule und ihm fein Leben lang innig befreundet gewesen. War doch der Großohtim Wilhelm später in Weimar Schillers Schwager und Goethes Kollege im geheimen Rat geworden, mein Großvater schon als junger Offizier Schillern bei seinen Studien über den dreißigjährigen Krieg und den Vorarbeiten zum Wallenstein behilflich gewesen, nach des Dichters Tode aber, als General, Vormund seiner Kinder geworden. Außerdem lag unser Familienbesitz im Großherzogtum, den mein Großvater von der Familie v. Kalb erworben hatte, angrenzend an das Besitztum der Frau v. Heygendorf, wo Karl August und Goethe so oft weilten. Aus meiner frühesten Kindheit erinnerte ich mich noch der Erzählung einer munteren Greisin aus unserem Dorfe, die dabei gewesen zu sein behauptete, wie der junge Herzog, von dem nichtsnutzigen jungen Herrn v. Goethe verführt, in unserem Parke mit Pistolen geschossen hätten!

Was Wunder, wenn es mich da mit gar liebreich gewaltiger Lockung nach dem alten glorreichen Musensitze zog. Nicht nur so, wie man als junger Mensch einmal einer verehrungswürdigen Ehrentante der Familie einen Anstandsbesuch abstattet, sondern wirklich aus der festen Ueberzeugung heraus, daß jenes friedsame thüringische Städtchen auch heute noch als die treue Pflegemutter alles deutschen Idealismus, aller deutschen Poeterei und hochstrebenden Künstlerweit überhaupt anzusehen sei. Und ich fand damals der Enkel noch mehrere vor. Der Legationsrat a. D. Wolfgang v. Goet-
den ich als junger Student noch kennen gelernt hatte, war zwar jüngst gestorben, aber Walter v. Goethe hauste noch in dem stattlichen Hause am Frauenplan, ein einsamer schrulliger Junggeselle, der aber doch noch zuweilen bei Hofe erschien und dort einmal im kleinsten Kreise sogar eigene musikalische Kompositionen zum besten gab. Und der Enkel Schillers, Ludwig Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, in der Gesichtsbildung und Körperlänge seinem Großvater sprechend ähnlich, malte dort seine merkwürdig grünen Landschaften, von den meisten Kunstgenossen als ein malender Baron über die Achsel angesehen, von einigen wenigen aber damals bereits als ein meisterhafter Könner von großer Kraft und persönlicher Anschauung erkannt. An der Kunstschule hatten Böcklin, Genelli, Preller, Gussow, Theby gewirkt, und nunmehr lebten und schufen dort vorbildlich Theodor Hagen, Brendel, Linnig Vater und Sohn, Struys, Graf Kalckreuth der Jüngere, Fritz v. Schennis und eine Menge andere, später gleichfalls zu hoher Anerkennung gelangte Maler. Regelmäßig mit der warmen Frühlingssonne kehrte Liszt in seine Sommerresidenz an der Hofgärtnerei ein und machte Weimar auf einige Monate zum Mittelpunkt der fortschrittlichen Musikbewegung des ganzen zivilisierten Europas. Dieser wunderbare, gütige, temperament- und weisheitsvolle Greis, der seit dem Jahre 1822 eine Weltberühmtheit gewesen, überall und nirgends daheim, vergöttert wie kaum je ein Künstler vor ihm, hatte sich das kleine Weimar auserwählt, um ihm durch wahre Großtaten selbstlosester Hingabe an das Werk von ihm zuerst erkannter genialer Begabungen den verblichenen Glanz des alten Ruhmes neu zu vergolden. Er war es, der des verbannten Wagners „Lohengrin" nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten zum ersten Male in Deutschland in dem einstigen dürftigen weimarischen Hoftheaterchen aufführte. Er war es, der, allem Gespött und noch größeren Widerwärtigkeiten zum Trotz, die erste und noch immer beste deutsche komische Oper neuen Stils, Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad", hier auf die Bühne stellte, nachdem er vorher bereits dem großen französischen Bahnbrecher einer neuen Instrumentationskunst, Hektor Berlioz, den gleichen Dienst erwiesen. Zu meiner Zeit waren es die damals noch gänzlich unbekannten jungen Russen und Tschechen, denen er seine starke Hand mit aufmunterndem Lächeln entgegenstreckte. Kammermusik und Lieder von Smetana und Dvorak erklangen, von Weimarschen Künstlern aus dem Manuskript vorgetragen, zum ersten Male im Salon der Frau v. Meyendorff, einer geistig hochbedeutenden Russin, geborenen Prinzessin Gortschakow, die neben ihrer Kunstbegeisterung noch so viel echte Freundschaft und praktischen Verstand übrig hatte, um dem großartig sorgenlosen und grenzenlos gutmütigen Meister Liszt das Seinige einigermaßen zusammenzuhalten und ihn vor allzu gröblicher Ausbeutung zu schützen. Auch Hans v. Bülow sprach ziemlich regelmäßig, wenigstens einmal im Jahre, bei seinem Exschwiegervater vor und erwies ihm bei der Gelegenheit dann jedesmal einen Liebesdienst, zu dem einzig nur er taugte, indem er die vielen zudringlichen Talentlosigkeiten, die der langmütige Altmeister nicht loszuwerden wußte, durch seine göttliche Grobheit davonscheuchte. Freilich kamen die meisten dieser lästigen Ueberflüssigen, die Bülow zur Vordertreppe heruntergefördert hatte, sobald er den Rücken gekehrt, durch ein Hinterpförtchen wieder herauf. In einer ärgerlichen Aufwallung soll er einmal in späteren Jahren den Abbé einen alten Komödianten gescholten haben — aber man braucht dergleichen nicht tragisch zu nehmen: es gehört allerdings eine beträchtliche Portion Komödiantentalent dazu, um mit so wahrhaft königlicher Würde, wie Liszt das verstand, die Gottheit der Musik für ganz Europa zu präsentieren. Wagner, der impetuose kleine Sachse, verstand diese schwere Kunst jedenfalls nicht und wäre an den vielen schwierigen diplomatischen Aufgaben, vor die ihn das Werk von Bayreuth stellte, oft genug kläglich gescheitert, wenn er nicht Frau Cosima zur Seite gehabt hätte, die als ächte Tochter Liszts jenes königliche Komödiantentalent geerbt hatte.

Es sei mir gestattet, hier eine Schilderung des Liszt'schen Kreises einzufügen, die ich noch unter dem frischen Eindruck des jüngst Erlebten verfaßte.

Das heilige Originalpflaster, welches einst Goethes und Schillers Füße traten, hat im Laufe der Jahrzehnte wohl einem profanen neuen Platz machen müssen, aus welchem kein Pegasus mehr Hippokrenen hervorstampft, aber dennoch weht es noch manchmal wie vom hohen Olymp herab über das freundliche Ilm-Athenchen dahin und andere Musen schlagen ihr Lustgezelt dort auf — wenn Altmeister Franz Liszt in den ersten warmen Frühlingstagen sein Quartier in der Hofgärtnerei wieder bezieht. Dann gewinnt mit einem Mal das Leben und Treiben der Residenz einen ganz anderen Charakter. Im Winter dreht sich alles um den Hof, das Theater und die Kunstschule, von welchen drei Instituten das letztgenannte den meisten Lärm zu machen sich bestrebt. Wöchentlich zweimal rollen die Hof- und Miets-Equipagen, mit den famosen kanarienfarbenen Droschken vermischt, in den Schloßhof; der „alte und der junge Hof" lassen abwechselnd tanzen. Das Theater ist stets gut besucht und leistet meist recht Anerkennenswertes, besonders was die Fülle der gebotenen Novitäten betrifft.

Und mit dem Meister nahen sich auch alljährlich die schwankenden fragwürdigen Gestalten seiner Schüler und Schülerinnen. Ach, was seh' ich! Da ist ja wieder die junge Dame mit den sehr kurzen Kleidern, sehr bunten Strümpfen und aufgelösten Haaren; da ist die fesche Ungarin mit den großen tohlschwarzen Augen und dem vielen Reispuder im Gesicht; jene Schöne hat ja immer noch den riesigen purpurnen Rembrandt auf dem Kopf, und da sind die jugendlichen Jünglinge, welche voriges Jahr mit den russischen Hemden und türkischen Fezen herumspazierten; ob sie wohl heuer chinesische Mandarinenhüte mit Glöckchen aufsetzen werden? Sie gerieren sich sehr ungenieert auf der Straße, diese Genies — denn das sind sie natürlich samt und sonders — sitzen im Hotel Chemnitius alle an einem Tisch, sprechen und singen sehr laut, kurz, sie suchen auf jede mögliche und unmögliche Art aufzufallen, und erreichen meist glänzend ihren Zweck. Ob sie noch ein weiteres Lebensziel verfolgen, weiß ich nicht, denn man hört später selten etwas von ihnen. Als „Liszt-Schüler" treten sie in mittleren Provinzialstädten auf, werden von den Lokalberichterstattern vielleicht als „hürnene Siegfriede, welche klavieristische Lindwürmer bezwingen", gepriesen und versinken nach ein oder zwei Konzerttournees gewöhnlich in das Dunkel des Klavierpädagogentums, wenn's gut geht! Solange sie noch ihren König und Hohenpriester so bunt und lärmend umschwärmen, mit ihm von einem Ort zum andern ziehen, so lange sie noch Genies sind mit einem Wort, leben und lieben sie in dulci jubilo, und wenn sie sich genötigt sehen, irgendwo eine Kleinigkeit schuldig zu bleiben, da wendet die allzeit offene Hand des grundgütigen Meisters das Unheil von ihren Häuptern ab. Die wirklich hervorragenden Schüler sieht man selten in der Kumpanei jener Korybanten und Mänaden. Die Eugen d'Albert, Vera Timanoff, Martha Remmert, Karl Pohlig und ihresgleichen sitzen zu Hause vor dem Instrument und meißeln im Schweiße ihres Angesichts an ihrer möglichsten Vollendung, und zu ihnen gesellen sich auch die bescheidenen armen Schlucker, welche sich damit begnügen, im Dunstkreise des Meisters zu leben und ohne Rast und Ruh von früh bis abends spät an der Zerrüttung ihrer (und ihrer Nachbarn) Nerven zu arbeiten, um möglichst bald vor Sein Angesicht treten zu dürfen und Ihm Seine Don Juan-Fantasie oder sonst einen „Lindwurm" vorhändigen zu können.

Da kommt der Meister die sonnige Marienstraße herunter, im langen schwarzen Rock, einen geistlichen Hirtenhut auf dem prächtigen Greisenkopf mit dem langen, schlichten weißen Haar und elegante Halbschuhe an den Füßen. Der Herr mit grauem Backenbart und ausrasiertem Kinn zu seiner Rechten ist Hofkapellmeister Eduard Lassen, dessen reizende Lieder überall gesungen werden, dessen köstliche Faustmusik aber noch viel zu wenig bekannt ist. Und zur Linken des Abbés geht Napoleon der Große in leibhaftiger Gestalt, nur im bürgerlichen Gewand unserer Tage: das ist Konzertmeister Kömpel, der Lieblingsschüler Spohrs, einer der vorzüglichsten deutschen Geiger, aber dem reisenden Virtuosentum so abhold, daß sein Name nie so berühmt geworden, als er es verdiente.

Die drei Herren gehen zum musikalischen Nachmittag zu Frau von Meyendorff. Folgen wir ihnen dahin. — Die Baronin — eine wahrhaft vornehme Dame mit einer außergewöhnlich gründlichen Bildung — ist eine der treuesten Freundinnen und Verehrerinnen Lisztz und nimmt ihm, so lange er in Weimar ist, alle irdischen Sorgen und Geschäfte ab. Sie versammelt die Elite der Aristokratie und der Künstlerschaft in ihrem Hause; auch der Hof ist häufig anwesend. — Man spielt ein neues Streichquartett. Liszt klopft applaudierend seine gewaltigen Hände zusammen: „Hm — Ha — Pcha — — Bravo!" Er springt auf und klopft den Künstlern freundlich auf die Schulter. Eis wird herumgereicht. Der Meister ist in goldiger Laune, er rückt mit seinem Stuhl in einen Kreis von Damen, immer plaudernd, lachend, scherzend, streichelnd und klopfend; denn volle Arme und weiße Nacken liebt er sehr, und die Baronin X. und die Gräfin Y. wird so gut gestreichelt und geklopft wie das schüchterne junge Mädchen, das ihm zum ersten Mal etwas vorspielt. Wer wollte auch diesem herzensguten, liebenswürdigen Greis: eine kleine Freiheit übelnehmen; kommt doch das alles so natürlich heraus und gehört so unzertrennlich zu seinem ganzen Wesen wie dies, trotz der berühmten Warzen, so ideale, durchgeistigte, grundgütige und darum auch schöne Gesicht.

Jetzt setzt sich Liszt selbst an den Flügel, um seine neueste Komposition nach dem Manuskript zu spielen. Wie gebannt lauscht der Kreis der Anwesenden dem mehr als siebzigjährigen Zauberer, dessen wuchtige Griffe in dem einen Augenblick ein ganzes Korps von Trompeten, Zinken und Pauken aus dem Flügel herausschmettern und dröhnen lassen, während im nächsten Augenblicke von seinen leicht auf und niederhuschenden Fingerspitzen flimmernde Tonkaskaden sprühen. Es gibt keine Musik, die so schwer verständlich wäre, daß Lisztz Spiel und vor allem der Ausdruck seines Gesichtes beim Spiel sie nicht vollständig klarzumachen verstünde. Bei wilden, ernsten, dämonischen Stellen runzelt er die Stirn ein wenig, der breite Mund zieht sich mit den Winkeln etwas nach unten, das Auge blickt ernst und gerade vor sich hin — er sieht ganz Beethovensch aus! — Dann kommt vielleicht ein sehnsuchtsvolles Cantabile — das Antlitz erhellt sich, die Fältchen um die milden Augen zucken leise, und seine Blicke suchen die einer schönen Frau. Jetzt wird die Modulation etwas verwickelt — er neigt den Kopf, wie um seiner zu hören, ein wenig seitwärts und nickt befriedigt, wenn das siegreiche Thema wieder aus dem harmonischen Defilee herauskommt. Bei besonders trotzigen, seltsamen Akkordenfolgen wirft er auch wohl einmal ein halblautes Pcha! dazwischen und läßt die Hände aus ansehnlicher Höhe auf die Tasten fallen. Nun wird der Charakter des Stückes humoristisch — wie fächelt und lacht da jeder Muskel in seinem Gesicht! Wie schleudert er übermütig die Triller und Läufe heraus, und bei einer recht unerwarteten, bizarren Wendung zieht er die Augenbrauen hoch, öffnet den Mund und lacht wohl gar laut, oder er wirft den Kopf zurück und macht über die Achsel eine scherzhafte Bemerkung.

Seine Wohnung in der Hofgärtnerei besteht nur aus einem Vorzimmer, einem Salon und einem Schlafzimmer. Alle Türen sind geöffnet und die zahlreichen Gäste stehen in kleinen Gruppen bis auf den Korridor hinaus in lebhaftem Geplauder. Der Kammerdiener des Abbés, früher ein edler Grieche Namens Spiridion, jetzt ein Italiener von geheimnisvoller, hoher Abkunft, regiert vom Vorzimmer aus die aufwartenden Hoflakaien und sorgt für Speise und Trank. Es gibt erst Tee mit Kuchen, welcher präsentiert wird; später, in der großen Pause, bedient man sich selbst von den hohen Bergen feiner Sandwiches und von den Wein- und Biervorräten. Ein Essen im Sitzen geht natürlich in diesen engen Räumen nicht an. Im Vorzimmer drängt sich besonders der „Ameis-Wimmelhausen" der dunkleren Genies; er redet in verschiedenen Zungen, gestikuliert, ißt und trinkt viel und stürzt auf den Meister zu, um ihm frenetisch die Hände zu küssen, sobald er sich im Vorzimmer blicken läßt, um einen oder eine von ihnen zum Spielen aufzufordern. Zwei Hofequipagen rollen durch das geöffnete Gartentor. Liszt und Frau von Meyendorff gehen den Herrschaften bis an die Hausür entgegen. Man macht, so gut es bei dieser Enge und Fülle von Menschen geht, eine Gasse.

Der Großherzog, eine hohe, schlanke Gestalt, ganz Kavalier der alten Schule, schreitet, Frau von Meyendorff am Arm, freundlich grüßend durch die sich mehr oder minder anmutig verneigende Schar der Gäste, ihm folgt am Arme Lisztz die Prinzessin Elisabeth, eine liebenswürdige, kluge und musikalische junge Dame, ein kleines Gefolge von ganz wenigen Hofchargen schließt sich an.

Im Salon sehen wir Hans von Bülow mit seiner schönen Tochter Daniela, die trotz ihren neunzehn Jahre schon eine vollkommene Dame der großen Welt ist und mit Witz und Anmut eine Konversation zu leiten weiß — Eigenschaften, die sie von ihrer hochbedeutenden Mutter, Frau Cosima Wagner, übernommen hat. Der untersetzte Herr mit dem schwarzen Haar und Backenbart, den hochgezogenen Augenbrauen und dem schwarzen Horn-Pincenez ist Baron von Loën, der Intendant des Hoftheaters. Die beiden Damen in roten Garibaldi-Blusen sind die Töchter Adolf Stahrs, welche sehr beliebte Klavierlehrerinnen sind und zu den bekanntesten Erscheinungen Weimars gehören. Der stattliche Mann mit dem rötlichen Vollbart und der Brille ist Professor Müller-Hartung, der verdienstvolle Leiter der sehr tüchtigen Orchesterschule.

Das Konzert hat begonnen. Durch die offenen Fenster des Salons weht weiche Frühlingsluft herein, und die leisesten Flügelklänge begleiten die klagenden Seufzer einer Nachtigall, die draußen im mondbeglänzten Park ihr Liebchen lockt. Alles lauscht aufmerksam und stumm, nur der „cher maitre" selbst gestattet sich hie und da eine halblaute Bemerkung, ein schmunzelndes „Pcha — bravo!" Er setzt sich nachher selbst ans Klavier und begleitet einen jungen Geiger. Die Produktion ist eine recht mäßige, aber der Meister ist doch sehr freundlich zu ihm, um ihn vor der Gesellschaft nicht zu blamieren. Der junge Mann, der zu den Myrmidonen gehört, wird im Vorzimmer von seinen Kollegen mit Fragen bestürmt: „Qu'est ce qu'il a dit?" „Was hot er g'sogt?" Klaviervorträge aller Art — Zwei- und Vierhänder — wechseln mit Gesang angenehm ab. Meistens sind es die hervorragenden Schüler, welche hier zeigen, was sie können, doch auch fremde Künstler kommen an die Reihe. So trägt ein russisches Sängerpaar nationale Duette vor, mit mächtigen Stimmen und prächtigem Ausdruck. Der Meister wechselt während des Konzertes öfters seinen Platz und gibt stets selbst das Zeichen zum Beifall. Schließlich setzt sich auch Hans v. Bülow an den Flügel und begleitet einer Sängerin einige von ihm selbst komponierte Lieder. Dieselben sind etwas langatmig für meinen Geschmack, und ich ziehe mich daher in das gleichfalls geöffnete Schlafzimmer zurück, das fast so einfach und schmucklos ist als das Goethes. Eine spanische Wand verdeckt das Bett; am Fenster steht eine Kommode mit einem kleinen Bücherbrett darauf, welches ausschließlich Breviere, Gebetbücher und dergleichen enthält.

Den gesellschaftlichen Mittelpunkt dieses frisch lebendigen Weimar vom Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre bildete der großherzogliche Hof. Das ist weder eine Selbstverständlichkeit noch eine höfliche Lüge. Denn daß es nicht so sein muß, beweist die Tatsache, die wir heute alle vor Augen haben, daß nämlich vom Hofe protegierte Kunst und die tatsächlich führenden Geister in ganz verschiedenen Quartieren hausen. Es war höchstens in München anders, wo wenigstens die bildenden Künste und die Musik bei einzelnen Mitgliedern des Herrscherhauses einer wirklich verständnisvollen Teilnahme begegnen und die betreffenden Künstler auch mit ihrer Person den fürstlichen Gönnern ohne ängstliche Rücksichtnahme nahetreten, wogegen selbst der temperamentvollste, kunstverständigste und modernste unter den früher regierenden Fürsten Deutschlands, der Großherzog von Hessen, im allgemeinen nur aus kühler Höhe dem Treiben zuschaute, und sich nur für ein einbegrenztes Sondergebiet persönlich einsetzte. Großherzog Karl Alexander aber, der als Kind noch auf Goethes Knien gesessen, war wirklich ganz und gar durchdrungen von seiner Pflicht als Hüter des ererbten kostbaren Schatzes; aber diese heilige Pflicht war für ihn zugleich Lebensinhalt und höchste Lebensfreude geworden. Dieses letzte in Deutschland lebende Urbild eines vollendeten Grandseigneurs des 18. Jahrhunderts mit der etwas steifleinigen Würde, der niemals auf billige Popularitätshascherei, etwa durch burschikoses Sichgehenlassen oder anmaßende Leutseligkeit ausging, dieser vollkommene Edelmann, dessen angeborene Hoheit kein Menschenkenner mit Dünkelhaftigkeit verwechseln konnte, dieser rücksichtsvolle, fast schüchterne Mann, dem alles Laute, Plumpe, Unmanierliche in der Berührung mit der Oeffentlichkeit ein Greuel war und der vermöge seiner zerstreuten, stotternden Sprechweise in den Verdacht gekommen war, der Urheber so mancher unfreiwilliger Serenissimusscherze zu sein — dieser selbe Mann war im engen Kreise seiner bevorzugten Künstler, Gelehrten und etlicher feingebildeter Kavaliere der liebenswürdigste Wirt, der dankbarste Zuhörer und sogar der beredteste, kenntnisreichste Plauderer. Seine Anrede an mich, so oft er meiner im Cercle der Hofgesellschaft ansichtig ward, begann unvermeidlich mit den Worten: „Es freut mich ungemein, Sie hier in diesen Räumen begrüßen zu dürfen, wo Ihre hochverehrte Frau Großtante" . . . . u. s. w. Und dann pflegte er nach einigem Besinnen die Frage folgen zu lassen: „Kennen Sie die Gedichte von Heinrich Vierordt?" Wodurch ich mich schließlich in die Zwangslage versetzt sah, diese Gedichte käuflich zu erwerben. Seit ich aber die stereotype Frage zum ersten Male mit ja beantwortet hatte, waren diese Gedichte ein für allemal erledigt.

Wie anders aber im kleinen, von ihm selbst geladenen Kreise, wenn der Fürst sich nicht unter dem lähmenden Drucke des Zwanges befand, jeden der zahlreichen ihm gleichgültigen Anwesenden mit ein paar freundlichen Worten zu beglücken! Dann befand man sich einem vornehmen weltgewandten alten Herrn gegenüber, der mit Vergnügen, mit innerer Anteilnahme seinen jüngeren Gästen aus dem Schatze seiner Erinnerungen, Erfahrungen und Kenntnisse zu spenden hatte. Dann schleppte er wohl eigenhändig aus einer kostbaren Sammlung von Handzeichnungen alter Meister Mappen herbei und wies uns die einzelnen Blätter mit den Erläuterungen eines geschmackvollen Kenners vor, oder er erzählte von seinen Reisen, von seinen Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart. Oder er verstand es — das ist auch ein wertvolles Talent für einen Fürsten — das Gespräch in einer Weise anzuregen und zu lenken, daß der Geladene Gelegenheit bekam, seine eigenen Kenntnisse und Ansichten über das Lieblingsgebiet seines Nachdenkens auszukramen. Wenn Liszt in solchem engsten Kreise bei Hofe erschien, war es besonders interessant. Der Großherzog trat dann ganz bescheiden vor seinem berühmten Gaste zurück und überließ es ihm, das Gespräch nach seinem Geschmack zu leiten, wohin es ihm beliebte. Von Gespräch war dann freilich wenig mehr zu spüren: Liszt erzählte und die andern hörten zu. Und da Liszt ebenso wie der Großherzog seine stärksten Jugendeindrücke dem Paris der vierziger und fünfziger Jahre verdankte, so spielten Erinnerungen an diese Zeiten und die bedeutsamen Persönlichkeiten, die ihnen den Stempel ihres Geistes aufgeprägt haben, die erste Rolle in ihren Gesprächen. Und wir spät Geborenen durften ein posthume Bekanntschaft machen mit Georges Sand, Alfred de Musset, Chopin, Heinrich Heine, (Liszt hatte ihn noch in gesunden Tagen gekannt), Rossini, Meyerbeer, Victor Hugo und zahlreichen anderen in Kunst, Wissenschaft und Politik bedeutsamen Persönlichkeiten aus den Tagen Louis Philipps und Napoleons des Dritten. Häufig wurde ich auch allein zum Großherzog beschieden, um ihm über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur Bericht zu erstatten und ihm daraus vorzulesen. Ich trug dem Fürsten unter anderen fast den ganzen „Tannhäuser" von Julius Wolff vor, der damals eben erschienen war, denn alles, was von seiner überaus geliebten Wartburg handelte, konnte von vornherein auf ein günstiges Vorurteil bei dem derzeitigen Burgherrn rechnen. Er erkannte aber doch damals schon die etwas billige Mache in dieser effektvollen Butzenscheibenpoesie. Und als ich ihm später einmal den „Heiligen" von Konrad Ferdinand Meyer aus Westermanns Monatsheften, wo die Dichtung eben erschienen war, vorlas, entging ihm der gewaltige Unterschied zwischen diesen beiden Poeten keineswegs.

Aber was gab es auch außerhalb des höfischen Kreises in dem guten alten Weimar für Prachtgestalten, alte Originale, komische Käuze, weisheitsvolle alte und draufgängerische junge Leute! Im Genelli-Zimmer des kleinen Gasthofes zum Adler hockte fast allabendlich eine Tafelrunde mehr oder minder sonderbarer und doch für einen lernbegierigen Menschen ersprießlicher Gesellen beisammen. Da war der alte Dichter Julius Große, Sekretär der Schillerstiftung, der den überaus kennzeichnenden Beinamen „Der vertrocknete Flußgott" führte, da waren einige der älteren und jüngeren Mitglieder der Kunstschule, soweit sie allgemeinen Interessen und philosophischen Disputen zugänglich waren, sowie einige intelligentere Mitglieder des Schauspiels und der Oper wie Jocza Savits und Max Martersteig. Der merkwürdigste von allen aber war Otto Lehfeld, jener letzte Komödiant großen Stils. Wenn die Wogen der Debatte hochgingen und die Köpfe sich vergeblich erhitzt hatten bei der Lösung der letzten Fragen, dann fuhr wohl der alte runzliche Mime aus dumpfem Vorschihinbrüten empor, gebot mit einer gewaltigen Geste Schweigen und führte mit dem ihm eigenen, stets wirksam zugespitzten Zynismus die Lösung aller noch so verworrenen Streitfragen auf die einfache Formel zurück: „Kinder, erhaltet euch eure Jugend, — das ist die beste Philosophie!" Er sagte es nicht so. Er sagte es mit unvergeßlichen, aber — unsagbaren Worten. Und wenn erst einmal ein solches Stichwort gefallen war, dann hatte Otto Lehfeld für den Rest der Nacht das Wort allein. Eine glänzende Anekdote reihte sich an die andere, fast ausnahmslos kräftigst papriziert, aber immer durch die Originalität des Ausdrucks überwältigend. Der Schluß dieser Sitzungen war gewöhnlich der, daß Lehfeld sich bei dem Leben seines einzigen Kindes hoch und teuer verschwor, es solle nie mehr eine Zote über seine Lippen kommen; was aber keineswegs ausschloß, daß er uns nicht noch auf dem Nachhausewege einige Prachtstücke aus seiner reichen Sammlung servierte.

Das waren die Alten. Es trieb sich aber auch junges Volk genug herum, in dem es brauste und gärte, und das dann später seine Eigenart mehr oder minder glänzend zur Geltung gebracht hat. Unter den Lisztschülern machten sich d'Albert, Reisenauer, Dingeldey, Siloti, Friedheim, Pohlig, Stavenhagen besonders bemerkbar. Im Theater wirkten der junge Achenbach, genannt Alvary, und der junge Scheidemantel nebeneinander. Ein bleistiftdünner, hochaufgeschossener Jüngling mit langwallenden blonden Locken, Schulte vom Brühl, versuchte mit glühendem Eifer seine Kraft auf allen Gebieten der Dichtkunst, Helene Böhlau begann als schwärmerisches, seltsames junges Mädchen mit ihren ersten novellistischen Versuchen Aufmerksamkeit zu erregen und in Gabriele Reuter erblickte man allgemein mit innigem Mitleid eine zarte Blume, die zu frühem Welken bestimmt sei. Ich trug sie einmal die Treppe hinauf in eine Gesellschaft, weil sie sich so überaus schwach fühlte und so leicht beim Steigen krampfhafte Hustenanfälle bekam. Federleicht war das langausgeschossene Mädchen. Und dann hat sie dennoch gesiegt im Kampfe mit dem Tode und, was noch schwerer war, auch im Kampfe mit dem Leben und all seinen dummen grausamen Vorurteilen, und ist durch die vorbildliche Tat ihres Lebens eine wirksamere Vorkämpferin für die Frauenbewegung geworden als die meisten zungen- und federgewandten Agitatorinnen. Sie hat uns eine reiche Ernte kluger, gemütvoller, feiner Bücher beschert. Und heute leuchten aus dem immer noch jugendfrischen Gesicht unter dem früh schneeweiß gewordenen Scheitel die großen sanften Augen so verständnisvoll begreifend und verzeihend lächelnd in die tolle kraus Gegenwart hinein.

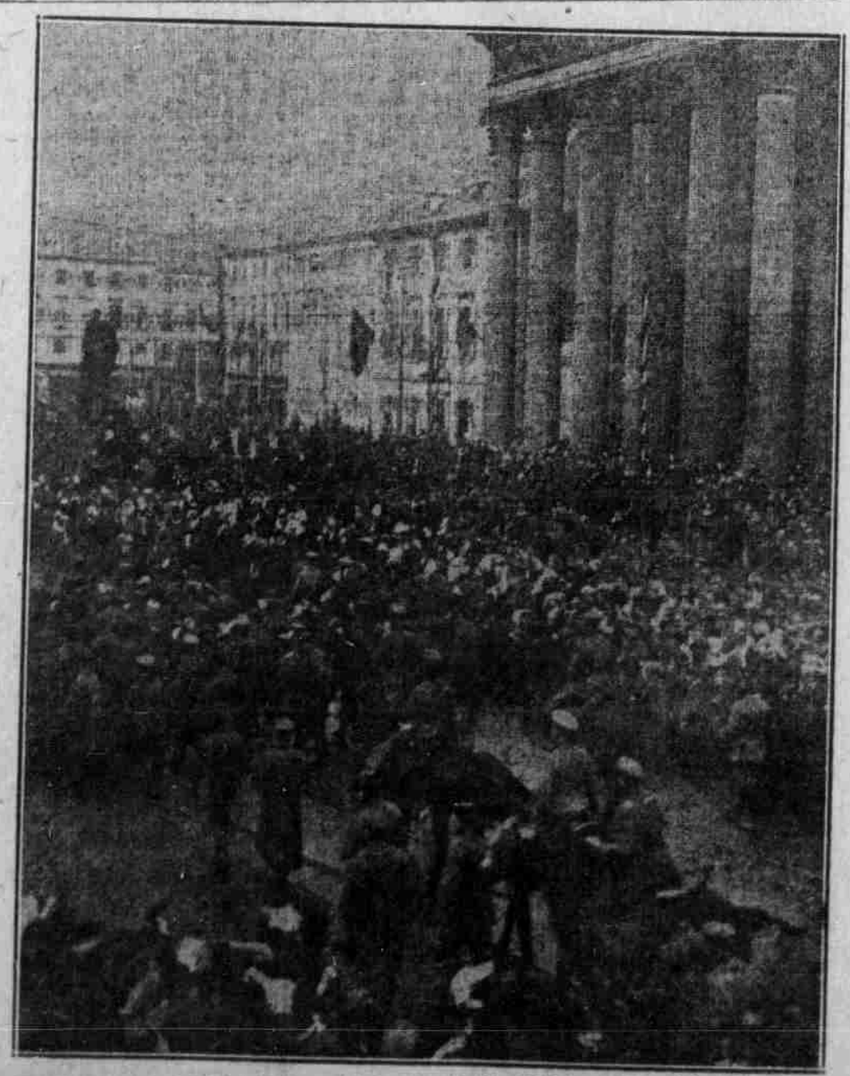
Das war Weimar von damals. Von denen, die dort mit mir jung waren, sind nur einige wenige treu auf dem Posten geblieben. Die aber damals schon reif waren und dem geistigen Leben den Stempel ihrer Persönlichkeit aufdrück-
ten, hat fast alle der Tod hinweggerafft. Und nun ist auch das alte liebe Hoftheaterchen spurlos verschwunden; verschwunden die Bühne, die seit 1825 so manchen stolzen Triumph der klassischen Kunst, so manchen heißen Kampf des Alten mit dem Neuen erlebt hat; verschwunden sind die traulich-dämmerigen Proszeniumslogen, in denen Karl August und Karl Alexander ungesehen dem Spiele zuschauten, Franz Liszt, beim Schein einer Kerze in der Partitur nachlesend, den Aufführungen moderner musik-dramatischer Werke folgte; verschwunden ist der durch Thackerays „Vanity fair" zu drolliger Berühmtheit gelangte erste Rang, in welchem der Adel links, das Bürgertum rechts saß und die Damen eifrig ihre Handarbeiten förderten. Ueber der altgeweihten Stätte erhebt sich nun der neue stattliche Bau als ein glänzendes Zeugnis modernen Geschmacks und praktischer Ausnutzung aller in Betracht kommenden Errungenschaften der Technik. Keck steigen die Sperrsitze bis fast zur Höhe des ersten Ranges hinauf. Auf diesem selbst gibt es kein Verstecken und Absondern der Stände gegeneinander mehr. Mit den Proszeniumslogen sind die letzten Schmoll- oder Kosewinkel für die Bevorzugten gefallen. Und selbst den bescheidenen Besuchern des hohen Olymp ist eine bequemer Platz mit ungehinderter Ausschau beschert und keine düstere niedrige Decke mehr untertänig gesenkten Köpfen in bedrückende Nähe gerückt. Vor der Majestät der Kunst seid ihr alle gleich — das soll diese neue Anordnung wohl symbolisch ausdrücken.

Sollte nun wohl dieses neue Weimar mit dem neuen Spielhause berufen sein, in reiner Gesinnung der Majestät der Kunst würdig zu dienen?

Ist es überhaupt noch möglich und ersprießlich, der großen Kunst abseits von den Großstädten in stiller Abgeschiedenheit der Provinz festliche Heimstätten zu erbauen? Konzentrieren sich nicht all die großen Mittel, die sie zu ihrer Ausführung, alle Intelligenz, die sie zu ihrer Auffassung benötigt, in den paar Welt- und Großstädten? Und schließlich: ist es nötig, den geistigen Frieden der Kleinstadt durch den leidenschaftlichen Kampfschrei neuer Tendenzen, neuer Probleme in Inhalt und Form des Kunstwerkes zu stören und kann aus der Billigung oder Mißbilligung eines so harmlosen Publikums eine wertvolle Förderung im Kampfe des Neuen mit dem Alten erwartet werden? Ich möchte diese Fragen heute bestimmter denn je zu Gunsten der Kleinstadt beantworten und in Sonderheit zu Gunsten der durch eine ruhmreiche Tradition geweihten Kunststätten Deutschlands.

Die ächte liebevolle Pflege kann die Kunst wirklich besser in der Ruhe erhalten. Und das durchgesiebte Publikum eines geistigen Zentrums, dem, wenn auch in ferner Vergangenheit, machtvolle Persönlichkeiten seine Eigenart gegeben haben, wird zu solchem Hüter und Pflegeamt doch wohl eher berufen sein als das unkontrollierbare Menschengewimmel der Weltstadt.

Bei der feierlichen Eröffnung des neuen Hoftheaters glänzten viele von uns alten, treuen Weimaranern durch Abwesenheit — man hatte vergessen, uns einzuladen! Dafür aber drängte sich jenes Ganz-Berlin, das überall dabei sein mußte, wo es eine Sensation gab, in dichten Scharen in dem neuen Musentempel. Gewiß waren diese typischen Erscheinungen, die in der Weltstadt über das Geschick alles Neuen in der Kunst zu entscheiden pflegen, nicht nötig, um dem neuen Weimar sein charakteristisches Gepräge zu geben; aber immerhin, es ist ganz gut, wenn Berlin zuweilen nach Weimar pilgert! Möge das neue Weimar die Verpflichtung, die ihm das alte auferlegt hat, in solchem Sinne begreifen und auch die übersatten Hungrigen noch recht oft zwingen, an seiner reichen Tafel zu Gaste zu sitzen.



Empfang des 1. badischen Leibgrenadierregiments No. 109 im festlichgeschmückten Karlsruhe.

### Die pfeifenden Damen.

**Habt gehört Ihr, liebe Leute,**
**Daß die Damen unsrer Stadt**
**Eine schauerliche Mode**
**Neuerlich ergriffen hat?**

**Allenthalben werden „Pfeif-Clubs"**
**Jetzt gegründet ohne Zahl,**
**Wo die jungen Damen lernen,**
**Wie man pfeift zu unsrer Qual.**

**Pfeifen wollen sie Duette,**
**Trios auch und selbst im Chor,**
**Und dann pfeifen in Konzerten**
**Ihresgleichen sie was vor.**

**Fürchterlich dünkt mich die Sache,**
**Wenn im Stillen man bedenkt,**
**Was in Folge dieses Pfeifens**
**Uns an Unheil wird geschenkt.**

**Pfiffiger als wir, die Männer,**
**Werden alle Frauen dann,**
**Und noch mehr als früher werden**
**Pfeifen sie auf jeden Mann.**

**Doch am schlimmsten geht's dem Gatten:**
**Grimmig wird er angeranzt,**
**Wenn er nicht allzeit gehorsam**
**Nach der Gattin Pfeife tanzt.**

### Boshafte Ergänzung.

A.: „.....Was? Sie sind ein Gegner der modernen, realistischen Kunstrichtung? O, ich sage Ihnen, der Boden, den die Kunst heute betreten hat, wird erst in der Zukunft die herrlichsten Blüten und Früchte tragen! Die jetzigen Vertreter sind blos..... na, wie sag' ich denn schnell.....?"

B.: „Na, sagen wir der Dünger!"

### Abgelehnt.

„Lieber Herr Meier, wären Sie wohl in der angenehmen Lage, mir zweihundert Mark zu borgen?"

„Liebster Herr Schmidt, zu Ihrem größten Bedauern bin ich momentan nicht bei Kasse!"